

## Rede von Staatsminister a. D. Josef Miller

Leiter des „Sachausschusses Land“ des Diözesanrats im Bistum Augsburg anlässlich der Heiligenstadter Gespräche des Instituts für Entwicklungsforschung im Ländlichen Raum der Universität Bamberg am 18. November 2016 in Heiligenstadt

# „Einen Kontakt zum Dorfkern gibt es heute nur noch selten“

- Sehr geehrter Herr Vizepräsident des Bayerischen Landtages, Peter Meyer,
- Sehr geehrter Herr Bezirkstagspräsident von Oberfranken und Vorsitzender des Instituts für Entwicklungsforschung Dr. Günther Denzler,
- Herr Prof. Dr. Marc Redepenning, Lehrstuhlinhaber Kulturgeographie der Universität Bamberg,
- Referentinnen und Referenten sowie Teilnehmerinnen und Teilnehmer an den Heiligenstadter 29. Gespräche 2016

„Gemeinsam statt einsam“ – gesellschaftliche Veränderungen und deren Bedeutung für die Dorfgemeinschaft

Als ich die Einladung zu den „Heiligenstadter Gesprächen“ bekomme habe, hat mir Frau Diplom-Geographin Claudia Hefner vom Lehrstuhl Kulturgeographie der Universität Bamberg gemailt, dass sie auf meiner Internetseite gesehen habe, dass ich mich auch der Förderung der Bierkultur widme.

Das habe ich nicht nur in meiner Zeit als Bayerischer Landwirtschaftsminister mit großer Freude getan, sondern mache das auch heute noch sehr gerne:

So hatte ich heuer die große Ehre, beim 100. Freundschaftstreffen des Bier Convent International in der Residenz in München die Festrede halten zu dürfen.

Vor den dort versammelten internationalen Bierexperten – vom Brauer bis zum „Bier-Professor“ – habe ich auch betont, dass unsere zahlreichen Brauereien in Bayern hervorragende Beispiele dafür sind, dass „Bayerisches Bier“ vor allem „Vielfalt“, „Kreativität“, „Individualität“ und „Qualität“ bedeutet!

Was ich mit diesen Begriffen über Bier gesagt habe, gelten diese Begriffe in einem weitaus höheren Maße, wenn es um das Zusammenleben von Menschen geht.

Ich erwähne das, weil diese Begriffe für mich auch die wesentlichen Kennzeichen einer lebendigen Dorfgemeinschaft sind!

Der Lehrstuhl für Kulturgeographie der Universität Bamberg hat jüngst eine Studie zu „Regionalen Bierkulturen in Stadt und Landkreis Bamberg“ verfasst. Wie Sie vielleicht wissen, hat Oberfranken mit rund 200 Bier-Brauereien die höchste Brauereidichte der Welt hat.

Aber natürlich müssen sich auch diese über 200 verbliebenen über 200 Brauereien den Herausforderungen des 21. Jahrhunderts stellen. Die besagte Studie zu „Regionalen Bierkulturen in Stadt und Landkreis Bamberg“ hat auch das untersucht und kommt zu dem Ergebnis, dass diese Herausforderungen durch eine „starke Vernetzung der Brauereien untereinander“ angegangen werden könnten.

Veränderungen im Zusammenleben der Familien

Diese Vernetzung ist aber nicht nur ein Erfolgsrezept für die oberfränkischen Brauereien, sondern auch für das Zusammenleben der Menschen in unseren Dörfern, das sich innerhalb nur einer Generation stärker verändert als in 100 Jahren zuvor:

Die frühere Groß- oder Mehrgenerationenfamilien mit drei Generationen - Eltern, Kinder und Großeltern unter einem Dach war der Normalfall

Dies ist heute auch auf dem Land seltener geworden!

Um es gleich vorweg zu nehmen: „Die gute alte Zeit“ war in Wahrheit gar lang nicht so gut, wie sie immer wieder dargestellt wird.

Die Menschen lebten eng beieinander, meistens in einem gemeinsamen Haushalt, was die Freiheitsräume erheblich einschränkte und oftmals auch zu großen Spannungen zwischen den Generationen führte. Die gegenseitige Abhängigkeit war groß. Die Menschen waren aufeinander angewiesen. Vor allem die damit verbundene Sozialkontrolle war nur schwer zu ertragen.

Auszubrechen aus dieser Gemeinschaft bzw. sich scheiden zu lassen war kaum möglich. Die Gesellschaft hatte keinerlei Platz für geschiedene Frauen. So blieb häufig nichts anderes übrig als sich zusammenzurufen bzw. sich zu arrangieren. Gemeinsam und einsam kam häufiger vor, war aber nicht die Regel.

Heute sind Haushalt und Wohnung zwischen den Generationen getrennt und oftmals nicht mehr im gemeinsamen Haus. Die erwachsenen Kinder sind, bedingt durch die berufliche Differenzierung und die geforderte hohe Mobilität, nicht mehr am Ort oder in der näheren Umgebung, sondern häufig weit entfernt.

Wohn- und Arbeitsort war eine Einheit für die Eltern, Großeltern und Kinder, wobei die letztere je nach Alter und Arbeitskraft in die Arbeit mehr oder weniger eingebunden waren.

Wandel im Ländlichen Raum

Auch das berufliche Leben und damit die Dorfgemeinschaft haben sich radikal verändert. Aus Bauerndörfern mit überwiegend landwirtschaftlicher Bevölkerung und einigen Handwerksbetrieben wurde ein Dorf mit noch einem oder einigen Bauern. Die meisten Bauern haben aufgehört und die übrig gebliebenen siedeln den landwirtschaftlichen Betrieb immer mehr aus den Dörfern in die Flur aus.

Inzwischen wird auch optisch sichtbar, wie die Dörfer ihr Gesicht verändern. Auf den Gehöften verschwinden nach und nach die Stallungen und Scheunen, die seit Jahren bereits leer standen. Sie werden entweder abgerissen oder einer anderen Nutzung zugeführt. Wir finden leerstehende Häuser in den Dorfkernen und neue Siedlungen am Dorfrand.

Die Menschen in den Neubaugebieten haben gegenüber den Bewohnern im Dorfkern oftmals kaum noch Beziehung zur Dorfgemeinschaft. In den neu errichteten Siedlungen, in die heute junge Familien mit Kindern einziehen, leben später überwiegend ältere Menschen.

Auch die Dorfjugend ist nicht mehr eine weitgehend geschlossene Gemeinschaft wie früher. Ihnen steht heute eine große Vielfalt von Freizeitbeschäftigungen zur Verfügung, die je nach den Interessen des Einzelnen durch die große Mobilität genutzt werden kann. Zudem verlassen immer mehr Jugendliche ihr Dorf zum Studium in die Stadt. Sie kehren von dort, mit Ausnahme von gelegentlichen Besuchen, nicht mehr in die Heimatdörfer zurück.

Die Kirchen als Kristallisationspunkte dörflichen Lebens, vor allem natürlich am Sonntagvormittag, sind nicht mehr voll. Insbesondere fehlen die Jugendlichen. Man trifft sich deshalb auch kaum noch beim Gräberbesuch nach dem Gottesdienst oder beim Frühschoppen in der Gastwirtschaft, wie das früher der Fall war.

Die nachbarschaftlichen Gespräche beim Kehren der Dorfstraße gibt es schon lange nicht mehr. Die Dorfgemeinschaft ist bei weitem nicht mehr so eng wie früher. Man kennt sich kaum noch, grüßt sich deshalb auch nicht mehr, während uns als Kindern früher ans Herz gelegt wurde, die Menschen zu grüßen, wobei sich die Erwachsenen dabei beim Namen nannten.

Die Kinder sind schon von klein an nicht mehr bei der Mutter oder den Großeltern, sondern in der Krippe oder im Kindergarten:  
Der Freistaat hat seine Kommunen von 2008 bis heute mit rund 930 Millionen Euro beim Ausbau der Betreuungsplätze für Unter-3-jährige unterstützt.  
Diese Unterstützung wird auf hohem Niveau fortgesetzt – auch im Ländlichen Raum!

Unserer festen Überzeugung nach ist es aber grundfalsch, alle Eltern auf ein einziges Lebensmodell – das der vollzeiterwerbsfähigen Eltern – zu trimmen:  
Diese Art der Bevormundung von Eltern ist ebenso unerträglich wie die Bevormundung der Frauen durch die Männer in früheren Zeiten!  
Deshalb haben wir ein eigenes Bayerisches Betreuungsgeld für Eltern eingeführt, die ihre Kinder in den ersten 3 Jahren zu Hause erziehen wollen, damit die Eltern eine echte Wahlfreiheit haben!

Trotz dieser großen Veränderungen ist bei uns in Bayern der weltweite Trend zur Verstädterung, der eine Fülle von Problemen im Bereich der Infrastruktur, des Wohnraums, des Umweltschutzes und auch des Arbeitsmarktes mit sich bringt, erfreulicherweise noch nicht so weit fortgeschritten:

Über 8 Millionen Menschen, mehr als 60 Prozent der Bayern, leben bei uns noch im ländlichen Raum der etwa 80 Prozent der Fläche des Freistaats einnimmt.

Dazu gehört in erster Linie natürlich, dass die im Ländlichen Raum lebenden Menschen vor Ort entsprechende Arbeitsplätze finden – und zwar Männer und Frauen! Das gelingt uns sehr gut, denn im Oktober lag die Arbeitslosenquote in Bayern gerade einmal bei 3,2 Prozent – das ist zusammen mit dem Juni mit ebenfalls 3,2 Prozent die niedrigste Arbeitslosenquote erreicht, die jemals in Bayern gemessen wurde. Der Landkreis Bamberg ist hier mit 2,3 Prozent sogar noch besser (Bamberg Stadt 4,4 Prozent).

Die jüngste McKinsey-Studie zur Zukunft Bayerns („Bayern2025: Alte Stärke – neuer Mut“) hat bestätigt  
In Bayern wird keine Region abgehängt.  
Der Ländliche Raum hat einen hohen Entwicklungsstandard erreicht.

Die gleiche Studie kommt aber auch zu dem Schluss, dass wir uns in Bayern auf diesen positiven Wachstumsaussichten nicht ausruhen dürfen.

Heimat verbindet

Wir tun dies deshalb nicht, weil wir in Bayern davon überzeugt sind, dass gerade im 21. Jahrhundert, im Zeitalter der Globalisierung, für uns Menschen die Heimat besonders wichtig ist:

Dies gilt einerseits für die Menschen, die immer wieder „ihre Wurzeln herausziehen müssen“, um sie in einem fremden Boden einzupflanzen – um also trotz eines Ortswechsels verankert zu sein.

Dies gilt aber auch für die Menschen – und das sind trotz Globalisierung noch immer die meisten von uns, auch auf dem Land – die ihre Heimat niemals oder nur kurz verlassen haben. Auch sie machen die Erfahrung, dass ihre eigene Welt zunehmend „weit“ wird - während sie natürlich genau genommen durch die modernen Kommunikationsmittel immer näher zusammenrückt.

Die persönliche Begegnung, das direkte Gespräch von Mensch zu Mensch ist durch nichts Ähnliches zu ersetzen. Wir stellen inzwischen fest, dass seit geraumer Zeit der Bezug zur Heimat wieder stärker im Kommen ist. Denn „Heimat“ hat nach wie vor eine große emotionale Bindung.

Heimat ist dort, wo man sich kennt und beim Namen nennt. Es sind die Menschen und die gemeinsame Sprache, der Dialekt, die Gebäude, die Landschaft, die Kultur, das Brauchtum im weitesten Sinne und vieles mehr.

Heimat ist dort, wo ich verstanden und verstanden werde.

Dieses Verstehen und verstanden werden führt zu Verständnis.

Aus dem Verständnis entwickelt sich Vertrautheit  
und Vertrautheit führt zu Geborgenheit.

Der Mensch braucht aber Gemeinsamkeit und Gemeinschaft! Alleingelassen ohne An- und Aussprache, ohne Aufgabe und damit nicht mehr gebraucht zu werden, nagt am Selbstwertgefühl so mancher älter gewordener Menschen.

Oftmals ist gerade bei älteren Menschen der Mitarbeiter oder die Mitarbeiterin des Sozialdienstes die einzige Kontaktperson während des ganzen Tages und manchmal während der ganzen Woche.

Es gilt die guten Seiten der guten alten Zeit in die Herausforderungen der heutigen Zeit einzubauen und die weniger guten Seiten der heutigen Zeit mit modernen Methoden zu verbessern.

Veränderungen im Zusammenleben mit älteren Menschen

Heute müssen die Kommunen, die freien Träger und die Kirchen sowie Vereine etc. immer mehr die Aufgaben der früheren Großfamilien übernehmen um den Zusammenhalt zu stärken und den Gemeinsinn im Dorf zu und um Vereinsamung zu bewahren.

Es gibt auch schon viele Organisationen, Vereine und Verbände, die sich heute um ältere und einsame Menschen annehmen und ihnen Gemeinsamkeit anstelle von Einsamkeit bieten.

Das ist besonders wichtig, denn ein für uns alle erfreulicher Aspekt des demografischen Wandels ist, dass wir uns alle auf ein längeres Leben freuen dürfen. Das gilt ganz besonders für diejenigen, die jetzt das Licht der Welt erblicken:

Denn nach den neuesten Zahlen des Statistischen Landesamts vom Oktober (2016) kann ein neugeborener Bub in Bayern auf eine durchschnittliche Lebenserwartung von 78,9 Jahren hoffen, ein neugeborenes Mädchen sogar auf gut 83,5 Jahre.

Vor 30 Jahren lag die Lebenserwartung für einen neugeborenen Buben noch bei „lediglich“ gut 72 Jahren und für ein neugeborenes Mädchen bei knapp 79 Jahren, was einer Zunahme von gut 6 Jahren für die Buben und 4,5 Jahren für die Mädchen entspricht.

Wenn diese Entwicklung anhält, wird in 30 Jahren die Lebenserwartung eines neugeborenen Buben bei ca. 85 Jahren und eines neugeborenen Mädchens bei 88 Jahren liegen.

Aber auch die Lebenserwartung der bereits jetzt älteren Menschen ist im Vergleich zu früher sehr hoch:

Für heute 65-jährige Frauen verbleiben statistisch gesehen 21,1 weitere Lebensjahre,  
für heute 65-jährige Männer weitere 18,1 Lebensjahre.

In meiner Heimatstadt Memmingen leben heute bereits 16 über 100-Jährige. Die älteste Dame ist 104, der Herr bisher mit dem höchsten Alter von 107 Jahren ist heuer gestorben.

So erfreulich das ist, es bedeutet natürlich auch, dass die Zahl der hochaltrigen Menschen und damit die der Pflegebedürftigen weiter stark steigen wird.

Waren es im Jahr 2000 noch 2,9 Mio. Menschen in Deutschland über 80 Jahre, so wird diese Zahl bis 2050 auf 8 Mio. ansteigen.

Deshalb ist die Frage, wie diese Pflege für jede und für jeden einzelnen Pflegebedürftigen aussehen soll und – auch das ist natürlich angesichts der steigenden Zahl der Pflegebedürftigen von enormer Bedeutung – wie diese Pflege finanziert werden kann, von enormer gesellschaftlicher Bedeutung!

Die häufigste Form des Älterwerdens erfolgt heute zu 70 % zwar immer noch in der häuslichen Wohnung, was dem großen Wunsch der älteren Menschen entspricht. Unterstützung erfolgt durch die Sozialdienste. Später kommt es evtl. zur stationären Pflege im Pflegeheim. Das ist bisher die klassische Form.

Handlungsbedarf im Zusammenleben mit älteren Menschen

Es sind aber zwei Dinge, die das Älterwerden in der häuslichen Umgebung erschweren:

1. durch die stärkere berufliche Differenzierung und hohe Mobilität wohnen die Kinder nicht mehr am Ort oder in der weiteren Umgebung, sondern häufig weit weg.
2. Die Frauen, die in der Vergangenheit die häusliche Pflege der Eltern oder Schwiegereltern übernommen haben, sind heute häufig berufstätig und werden es in der Zukunft überwiegend sein.

Insgesamt sind in Bayern aktuell über 70 Prozent der Frauen erwerbstätig – mehr als im Bundesdurchschnitt:

Dabei hat auch die Berufstätigkeit von Frauen im ländlichen Raum stark zugenommen, sicherlich auch hier im Landkreis Bamberg!

Das bedeutet:

Es wird in Zukunft für unsere älteren Menschen noch viel mehr bedarfsgerechte Versorgungsangebote geben müssen!

Wenn dies nicht mehr in der Familie bzw. häuslichen Gemeinschaft möglich ist, muss dies in der nächst größeren Einheit im Dorf oder in Wohnquartieren einer Stadt ermöglicht werden.

Dadurch ist die räumliche Nähe zu den Kindern, Enkeln und weiteren Angehörigen, zu den Nachbarn, Schulfreunden und Freunden viel enger als bei weiter entfernten Pflegeheimen. Dies bedeutet intensivere Kontakte gemäß dem Motto „Wärme durch Nähe“ und „Gemeinsam statt Einsam“.

Verbunden ist damit auf alle Fälle eine wesentlich höhere Lebensqualität für die betroffenen Menschen und für das familiäre Umfeld sowie den Freundeskreis.

Auch unsere Dörfer werden durch einen größeren Zusammenhalt der Generationen profitieren und so ein „Mehr an Lebensqualität“ erhalten – verbunden mit einem Imagegewinn, welche sie wieder attraktiv machen!

Der Lehrstuhl Kulturgeographie der Universität Bamberg hat dazu eine Studie zum Thema „Rückkehrer in den ländlichen Raum. Das Beispiel Rhön-Grabfeld“ verfasst. Ich halte diesen Aspekt für hochinteressant, denn wir müssen es schaffen, gerade strukturell benachteiligte Räume für Rückkehrer attraktiver zu machen!

Das sind große Aufgaben und große Chancen. Voraussetzung für eine Realisierung ist die Wirtschaftlichkeit dieser „kleinen Einrichtungen“, die durch die Solidarität und gesellschaftlichen Mitverantwortung der einzelnen Bürgerinnen und Bürger erreicht werden kann.

Dabei müssen wir auch die immer zahlreicheren rüstigen Rentner viel mehr einbeziehen! Denn viele von ihnen wollen eine sinnvolle Freizeitbeschäftigung aufnehmen!

Das Erfolgsrezept, das dahintersteht, ist ein Hilfe-Mix von Haupt- und Ehrenamtlichen, getragen von einem breiten Netzwerk aus professionellen Dienstleistern, aktiven Bürgern, Kirchengemeinden und Vereinen:

Wichtige Rolle der Kirchen

Dabei spielen auch die Kirchen eine wichtige Rolle:

Sie engagieren sich seit langem durch ihre Kinderkrippen und Kindergärten, ihre Schulen, ihre Krankenhäuser, Sozialträger, Alten- und Pflegeheime und vieles mehr!

Auch in diesen Bereichen können die Kirchenmitglieder einen großen Beitrag leisten – ohne die Pfarrer, deren Zahl weiter schrumpfen wird, zusätzlich zu belasten.

Auch damit hat sich der Lehrstuhl Kulturgeographie der Universität Bamberg beschäftigt und die Frage gestellt, ob der Kirche im Kontext der grundsätzlichen Schrumpfung und Konzentration von Infrastrukturen der Daseinsvorsorge nicht auch sukzessive neue Rollen zuwachsen, die weit über ihre engere Rolle als Seelsorgerin und Anbieterin fürsorglicher Leistungen hinausgehen.

Die Beantwortung dieser Frage ist meines Erachtens nach für die Zukunft unserer Dörfer ganz entscheidend, denn wir wollen den Erhalt und die Weiterentwicklung von sozialen Gemeinden und lebendigen Dörfern. Deshalb sollten sich auch die Kirchen mit dieser neuen Entwicklung intensiv beschäftigen und sich damit noch stärker auseinandersetzen.

Der Sachausschuss Land im Diözesanrat führt derzeit in 22 Dekanaten der Diözese Augsburg eine Veranstaltungsreihe durch zum Thema: „Kirche und Kommune – für eine soziale Gemeinde“, die ich als Vorsitzender des Sachausschusses angeregt und an der unsere Ratsvorsitzende Hildegard Schütz, Gemeindeentwickler Thomas Stark und ich als Referenten mitwirken.

Teilnehmer sind die Landräte und Bürgermeister auf der einen und die Dekane, Pfarrer, hauptamtliche Mitarbeiter der Pfarreien sowie Kirchenpfleger, Dekanats- und Pfarrgemeinderäte teilnehmen. Zudem hat sich eine Hauptversammlung des Diözesanrates Augsburg mit dieser Thematik beschäftigt.

In den 2000 Jahren des Bestehens unserer christlichen Kirchen spielte Caritas und die Diakonie immer eine wichtige Rolle. Die Kirche hat dadurch große Anerkennung gefunden. Papst Franziskus wird daher nicht müde und ruft die Kirchenmitglieder ständig auf, sich für die Armen, Alten, Kranken und Schwachen einzusetzen.

Heinrich Böll hat einmal gesagt: „Ich würde die schlechteste der christlichen Religionen allen anderen Religionen vorziehen, denn nur in ihr ist ein Platz für Arme, Kranke und Schwache!“

Pflegemix in lokalen Verantwortungsgemeinschaften

Dass entsprechende Anpassungen erfolgreich verlaufen, beweisen fünf Beispiele, auf die ich kurz eingehen möchte. Diese Beispiele zeigen, dass es Antworten gibt auf die neuen Herausforderungen.

#### 1. organisierte Nachbarschaftshilfe - Bürgerserviceeinrichtungen

Zwei Beispiele für eine erfolgreiche Zusammenarbeit von Haupt- und Ehrenamt. Die Leistungen umfassen: Einkaufen, Begleitsdienste, Gesellschaft leisten, vorlesen, Mitfahrgelegenheit und Kinderbetreuung. Hier stehen Menschen für Menschen ein, sie werden Helfer und können Hilfe in Anspruch nehmen.

Bei Projekten des Caritasverbandes Neuburg-Schrobenhausen erfolgt das Management durch die Projektmanagerin, die von der Caritas bezahlt wird.

Beim Bürgerservices Egautal der VG Wittislingen wird eine Fachkraft in Teilzeit von der Gemeinde bezahlt. Sie baut den Bürgerservice mit Ehrenamtlichen auf und übernimmt die Koordination.

#### 2. Fahrdienste mit Kleinbus zu den Ärzten

Die Gemeinden kaufen Kleinbusse, mit denen im Ehrenamt ältere, gehbehinderte bzw. gehschwache Mitbürgerinnen und Mitbürger zu den Ärzten gefahren werden. Ältere Menschen tun sich oft schwer zu den Bushaltestellen zu laufen, sofern überhaupt ein Bus fährt. Die Busfahrten werden von Rentnern im Ehrenamt übernommen. Beispiel in den Gemeinden Todtenweis und Mering.

#### 3. Betreutes Wohnen mit Pflege

Einrichtungen werden häufig von privater Hand errichtet, wobei die Pflege von den Pflegediensten übernommen und von den Pflegeversicherungen weitgehend bezahlt wird. Familienangehörige werden ganz wesentlich entlastet, können aber in ihrer Freizeit mithelfen.

#### 4. Tagespflegeeinrichtungen

Die Pflegebedürftigen werden am Morgen zur Sozialstation gebracht und am Abend erfolgt die Rückkehr in die häusliche Familie. Ihnen werden Heimeinlieferungen erspart und der menschliche Kontakt zwischen den Dorfbewohnern und ihren Kranken und Pflegebedürftigen erheblich gesteigert.

Die Pflegebedürftigen können am Abend und in der Nacht sowie an den Wochenenden zu Hause bleiben. Damit werden erhebliche Kosten gespart (Sozialstation Günztal in Westerheim).

Dies wird nun nach dem neuen Pflegestärkungsgesetz, das am 1.1.2017 in Kraft tritt, sehr stark anerkannt und gefördert. In diesen Fällen bekommen die Angehörigen ab nächstem Jahr den doppelten Pflegesatz.

Für den Bau solcher Einrichtungen werden  
bei demenzgerechter Bauweise 75.000 Euro  
bei einer behindertengerechten Bauweise 30.000 Euro  
vom Freistaat Bayern zur Verfügung gestellt.

Das Förderprogramm ist auf vier Jahre beschränkt. Die Kassen sind derzeit voll. Betreiber sind Gemeinden freie Träger Wohnungsbaugenossenschaften Kirchen wobei auch die Errichtung der Gebäude und der Betrieb in Kombination von zwei verschiedenen Institutionen übernommen werden können.

Bei der Bewahrung des ländlichen Raums als Lebensmittelpunkt möglichst vieler Menschen in Bayern müssen wir deshalb auf das Motto „Gemeinsam statt Einsam“ setzen

mit der Familie als „Keimzelle“, die so gut und so individuell wie möglich unterstützt werden muss,  
mit einer Vernetzung aller Akteure vor Ort,  
mit der Einbindung der Kirchen, Vereine und Bürgern,  
mit der nachhaltigen Unterstützung des Ehrenamts,  
mit einer guten Verbindung von Hauptamt mit Ehrenamt inklusive Schulungen für Ehrenamtliche bis hin zum Aufbau einer Ehrenamtskultur  
und vielem mehr!

Ländliche Räume ohne Perspektive führen dazu, dass die Mega-Städte im wahrsten Sinne des Wortes „ersticken“, die chinesische Hauptstadt Peking ist mit ihrem Dauersmog dafür das beste und zugleich traurigste Beispiel, wo die Menschen noch stärker vereinsamen.

Übergeordnetes Ziel muss sein, dass die Menschen sich gegenseitig helfen – im Sinne der christlichen Nächstenliebe:  
Dies führt nicht nur zu einer Kostenentlastung, sondern auch zur Steigerung der menschlichen Qualität.

Wenn wir unsere hohen Standards halten bzw. noch verbessern wollen und das bezahlbar bleiben soll, brauchen wir den Generationenvertrag, an dem alle mitwirken müssen – auch die Flüchtlinge, die zu uns gekommen sind!

Ganz entscheidend dabei ist, dass wir die Bindungskräfte unserer Gesellschaft wie Toleranz, Respekt, Vertrauen, Wertschätzung und Dankbarkeit stärken müssen.

Warum „Gemeinsam statt Einsam“? Weil der Wert des Lebens von der Fülle der menschlichen Begegnungen abhängt oder wie es schon Goethes im „Faust“ beschrieben hat:

„Ich höre schon des Dorfs Getümmel;  
Hier ist des Volkes wahrer Himmel,  
zufrieden jauchzet groß und klein;  
Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.“

Lassen Sie uns gemeinsam dafür arbeiten, dieses besondere Lebensgefühl in unseren Dörfern auch im 21. Jahrhundert zu bewahren!

Herzlichen Dank!